

„Luftschloss Europa – Keine Perspektive für afrikanische Flüchtlinge“

von Mareike Müller und Claas Relotius

Produktion: HMS 2011 (im Rahmen der Masterprüfung)

Ausstrahlung: NDR Fernsehen, Reihe „Weltbilder“, 24.07.2012

Ein Rohr mitten in der Wildnis. Woher das Wasser kommt, weiß Patrick Amos nicht. Aber er braucht es, Wasser zum Überleben. Jeden Tag holt der Ghanaer hier Wasser – zum Kochen, Waschen und Trinken. Vor sechs Jahren verließ er seine Heimat und kam hierher – nach Spanien. Er hoffte Arbeit zu finden und sich den Traum von einem besseren Leben zu erfüllen. Freunde hatten vor ihm bereits diesen Schritt gewagt und viel vom reichen Europa erzählt.

Doch anstatt Geld zu verdienen, sitzt er heute in diesem Wald in der Nähe der Stadt Huelva fest – gemeinsam mit Hunderten jungen afrikanischen Männern. Sie sind zwischen 17 und 40 Jahre alt – aus Mali, Ghana, Burkina Faso und dem Senegal. Jetzt hocken sie untätig in einem Camp aus selbstgebauten Plastikhütten – während in ihrer Heimat große Hoffnungen in sie gesetzt werden.

„Alle Leute in Afrika erwarten von uns, dass wir ihnen helfen. Aber wir leben hier im Wald wie die Tiere. Wie soll ich den Leuten in Afrika helfen? Ich bin hungrig, wie soll ich dann dem helfen, der in Afrika ist und Hunger hat?“

Wie unwürdig ihr Leben hier ist, erzählen sie ihren Familien nicht. Sie schämen sich mittlerweile ihre Heimat und ihre Familien verlassen zu haben: In Afrika lebten sie in Armut und bei harter Arbeit für wenig Geld fehlten die Perspektiven. Doch in Spanien wurde es nur schlimmer: Jetzt stehen die Männer vor dem Nichts.

Ohne Arbeit – draußen im Wald – sind die Tage lang. Ein selbstgebautes Damespiel dient da als einzige Abwechslung. Hoffen auf bessere Zeiten – mehr bleibt den Männern nicht. Patrick Amos ist seit neun Monaten im Camp. Gearbeitet hat er nur an ganz wenigen Tagen. *„Ich habe keine Papiere – wie fast jeder hier. Früher konnten wir noch auf den Erdbeerplantagen arbeiten. Ich habe das auch versucht. Aber es ist schwer seit die Krise in Spanien ist. Sie betrifft alle. Aber für uns ist es besonders hart.“*

Obwohl sie illegal im Land sind, werden Patrick und die anderen vom Staat toleriert. Solange sie im Wald bleiben, gibt es keine Probleme mit der Polizei. Einmal in der Woche kommt das Rote Kreuz, um sie mit Lebensmitteln und Medikamenten zu versorgen. Eine Packung Cornflakes, ein Paket Milch, eine Packung Reis und Kekse, zwei Eier. Das muss für jeden reichen – für die nächsten sieben Tage.

Fleisch ist hier ein seltener Luxus, aber auch ein gefährlicher. Weil es keine Möglichkeit zum Kühlen gibt, verdirbt es schnell. Zwischen Schmutz und Ungeziefer lässt sich das Essen kaum sauber zubereiten. Immer wieder erkrankt einer an Lebensmittelvergiftung.

Redaktion der Transkription: Lucas Barisch, Message 2019

Pedro Alonso ist einer der wenigen, die sich kümmern. Er arbeitet für die Landarbeitergewerkschaft. Seit der Wirtschaftskrise, erzählt er uns, wächst unter den Männern von Tag zu Tag die Verzweiflung.

„Hier könnten eigentlich mehrere Tausend Leute auf den Plantagen arbeiten, aber heute sucht in Spanien jeder Arbeit. Die Arbeitslosigkeit im Land ist mittlerweile so hoch, dass es auf die Erdbeerfelder jetzt auch immer mehr Spanier zieht, die früher noch bessere Jobs hatten. Für illegale Einwanderer ist es da fast unmöglich, überhaupt noch Arbeit zu finden. Ohne Papiere geht hier nichts mehr!“

Die Geschichten, die Pedro zu hören bekommt, sind immer die gleichen: Wer auf den umliegenden Plantagen nach Arbeit fragt, wird weggeschickt. Die Bauern beschäftigen neben Spaniern heute auch Gastarbeiter aus Osteuropa. Wer schwarz ist und keine Papiere hat, bekommt keine Chance mehr.

„Manche tun Monate oder sogar Jahre nicht einen Handschlag, weil sie nichts finden. Andere ziehen durchs Land, um Arbeit zu suchen. Aber woanders ist es auch nicht besser. So wie die Situation heute ist, würde ich niemandem aus Afrika mehr empfehlen, illegal, ohne Papiere nach Spanien zu kommen.“

Für Mahmadu Traouré kommt dieser Rat zu spät: Er flüchtete schon vor drei Jahren nach Spanien – seine Frauen und Kinder ließ er in Mali zurück. Für die riskante Überfahrt in einem Fischerboot zahlte er 1500 Euro – die Ersparnisse seiner gesamten Familie. In den drei Jahren in Spanien arbeitete Mahmadu ganze sieben Tage.

Was der Schritt in ein besseres Leben sein sollte, ist für ihn längst zu einer Falle ohne Ausweg geworden. In Europa hat er keine Zukunft, doch auch in seine Heimat kann er nicht mehr zurück.

„Ich kann nicht sagen, dass ich gerne mit leeren Händen nach Hause kommen würde, denn dann wäre ich gescheitert. Aber das ist immer noch besser als hier zu sterben. Ich würde gerne zurück, doch für die Rückkehr in mein Land fehlt mir das Geld.“

Während Mahmadu sich danach sehnt, Europa wieder zu entfliehen, bereiten sich in seiner Heimat schon die nächsten darauf vor, es um jeden Preis hierhin zu schaffen. Bis zu 10.000 Afrikaner versuchen immer noch jedes Jahr illegal nach Spanien zu gelangen. Jeder Fünfte stirbt allein bei der Flucht. Und auch auf die anderen wartet immer seltener ein besseres Leben.

„Wir erwarten Hilfe, aber es geht nicht darum, dass uns hier in Spanien einfach jemand Geld gibt. Unsere Heimatländer müssen sich verändern, damit wir Arbeit bekommen.“

Nur ganz langsam spricht sich in ihren Heimatländern rum, dass Europa mit seiner eigenen Krise beschäftigt ist. Von hier – vom Wald in Südspanien – soll trotzdem keiner aus ihren Familien etwas erfahren. Egal wie lange die Männer hier noch ausharren müssen.